Nr. 255. 19. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“) beträgt: durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich M. 1,20, vierteljährlich M. 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus.
Einzelne Nummer 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustrierter Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ 10 ₰.
Verantwortlicher Redakteur: Gustav Wabersky in Hamburg.

Dienstag, den 31. Oktober 1905.

Anzeigen werden die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰, für den Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abends), in den Filialen (bis 4 Uhr Nachmittags), sowie in sämtlichen Annoncen-Bureaux.
Redaktion und Expedition: Fehlandstraße 11 in Hamburg 1.

Filialen: Süd-St. Pauli bei Carl Lementzow, Davidstr. 35. Nord-St. Pauli, Eimsbüttel, Langenfelde bei Carl Dreyer, Margarethenstr. 72, Eimsbüttel. Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel und Winterhude bei Ernst Großkopf, Lehmweg 51, Eppendorf. Barmbeck, Uhlenhorst bei Theodor Petereit, Bachstr. 12, Barmbeck. St. Georg, Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn und Schiffbeck bei Carl Ortel, Baustr. 26, Borgfelde. Hammerbrook, Rotenburgsort, Billwärder und Veddel bei Rud. Fuhrmann, Schwabenstr. 33, Hammerbrook. Eilbeck, Wandsbeck und Hinschenfelde bei Franz Krüger, Sternstr. 36, Wandsbeck. Altona bei Friedrich Ludwig, Bürgerstr. 118, Altona. Ottensen, Bahrenfeld bei Johannes Heine, Bahrenfelderstr. 140, Ottensen

Hierzu eine Beilage.

Bis zum Krach.

Die in der „Finanzreform“ enthaltenen neuen Steuern sind ihrer Beschaffenheit nach noch nicht näher bekannt, allein die Hauptsache weiß man schon im voraus ganz genau: der weitaus überwiegende Anteil an der neuen Belastung wird wiederum auf die Schultern der großen Masse gewälzt werden. Seitdem das Zentrum die parlamentarische Verantwortung für die stete Vermehrung der Steuern und anderen Auflagen zu tragen hat, sind verschiedene demagogische Schlagworte in Umlauf gesetzt worden, die „Schonung der schwächeren Schultern“, „stärkere Heranziehung des Besitzes“ und dergleichen mehr. Diese Schlagworte sind auf eine grobe Täuschung der Massen berechnet. Die herrschenden Klassen haben es jederzeit verstanden, sich möglichst von den öffentlichen Lasten frei zu machen und die Masse um so schwerer zu bepacken. Im Mittelalter war der Grundbesitz des Adels steuerfrei, während die Bauern bis zum Erdrücken mit Abgaben überhäuft waren. Heute hat man die indirekten Steuern eingeführt, die den Reichen ebenso gering belasten, wie sie den Armen schmerzlich drücken, da sie meist auf notwendige und unentbehrliche Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände gelegt sind. Vielschwatzende Professoren haben dem Volke einzureden versucht, die indirekten Steuern wären am leichtesten zu ertragen, obschon jede Hausfrau vom Wochenmarkt und aus der Küche weiß, wie empfindlich die von diesen Steuern bewirkten Preissteigerungen sind. Da war doch Bismarck seinerzeit viel offener, der die Luxussteuer für überflüssig erklärte. „Trüffeln und Equipagen,“ meinte er, „was können sie bringen?“ Aber Bier, Branntwein, Tabak, Brot, Fleisch, Petroleum 2c. erschienen ihm als geeignete Steuerobjekte; „das bringt noch was ein“. Er sprach sogar mit brutaler Offenheit aus, was andere vielleicht nur dachten; er meinte, das Ideal, nach dem er strebe, sei, „möglichst ausschließlich den ganzen Staatsbedarf durch indirekte Steuern aufzubringen“.

So sprach er vor 30 Jahren und die Finanzkünstler haben sich bemüht, seinem „Ideal“ möglichst nahe zu kommen. Bismarck hatte noch hinzugefügt, nur von den „wirklich reichen“ Leuten, von etwa von M. 6000 Einkommen an, dürfe man eine Einkommensteuer als eine Art Anstandssteuer erheben, denn die direkten Steuern seien „ein harter und plumper Notbehelf“.

In diesem Punkte strebte man dem Ideal des Kanzlers nicht so eifrig nach. Die Versuche, die Steigerung der öffentlichen Auflagen mit einer direkten progressiven Reichseinkommensteuer zu decken, schlugen fehl.

Nach der Begründung des Reiches wurden die finanziellen Bedürfnisse des Reiches, wo es fehlte, aus dem Restbestand der den Franzosen als Kriegsentschädigung abgenommenen fünftausend Millionen gedeckt. Bald aber war diese Quelle, die bekanntlich auch für andere Zwecke sehr stark in Anspruch genommen worden war, erschöpft und der große Kanzler ging mit seinen Geheimräten auf die Steuersuche. Aber der Reichstag war damals nicht so willig wie gegenwärtig, was Zoll- und Steuerprojekte anbetraf; diese fielen zu Boden und erst nachdem Bismarck das Sozialistengesetz durchgedrückt und die alte nationalliberale Mehrheit gesprengt hatte, zeigte sich der Reichstag gefügiger. Heute weiß man nun auch, welche besonderen Zwecke das Sozialistengesetz hatte; damals konnte man dem dummen Spießbürgertum den blauen Dunst vormachen, die Sozialdemokratie habe die Attentate verschuldet und darum sei ein Ausnahmegesetz notwendig gewesen. Die Nationalliberalen, die so eifrig dem Sozialistengesetz zustimmten, begriffen auch nicht, daß diese „Aktion“ in ihren Wirkungen sie selbst mit treffen mußte. In der Tat verlor die Partei ihre „ausschlaggebende“ Stellung im Reichstage.

Nachdem die Milliarden aufgebraucht waren, begann die Steigerung der Zölle und Verbrauchssteuern. Dieselben brachten dem Reich im Jahre 1878 noch etwas über 235 Millionen Mark ein. In einigen zwanzig Jahren stiegen die Einnahmen aus Zöllen und Verbrauchssteuern auf **807** Millionen Mark jährlich; es hatte sonach eine Mehrbelastung um mehr als 570 Millionen Mark aus Zöllen und Verbrauchssteuern stattgefunden.

Aber die Mehrbelastung, so hoch sie auch erscheint, konnte durchaus nicht Schritt halten mit den Anforderungen des Militarismus, namentlich seitdem die Welt- und Flottenpolitik im Gange ist. Es entstand ein Defizit und Herr von Stengel will dasselbe, da es äußerst unbequem geworden und man sich doch nicht immer mit „Zuschußanleihen“ helfen kann, aus der Welt schaffen. Das Mittel ist sehr einfach. Wenn in der Reichskasse Ebbe ist, dann greift man in die Tasche des Steuerzahlers und diese Manipulation nennt man „Finanzreform“. In der Tat stellt sich die Finanzreform, was man auch nebenbei mit derselben bezwecken mag, im Wesen als eine ganz gewöhnliche Steuererhöhung dar. Herr von Stengel will den Steuerzahlern etwa 150—200 Millionen mehr abnehmen, so daß das deutsche Volk künftig an Zöllen und Verbrauchssteuern gegen tausend Millionen Mark jährlich aufzubringen hätte. Dazu kommt noch die Reichserbschaftssteuer, über deren Beschaffenheit man etwas näheres abwarten muß. Jedenfalls kann man ihr nur mit gemischten Gefühlen begegnen. Denn die alte demokratische Steuerpolitik ging dahin, durch eine einzige progressive Einkommen- und Erbschaftssteuer alle anderen Steuern zu beseitigen und nach oben hin die Progression so stark anzusetzen, daß mit dem Ertrag alle Staatsausgaben gedeckt werden könnten. Diese „revolutionäre“ Besteuerungsart hat immer den Schrecken der Spießbürger erregt. Aber wenn die unaufhörlich gesteigerten Staatsausgaben heute so hoch sind, daß sie auf diesem Wege nicht mehr gedeckt werden könnten, dann müßte eine gesunde Finanzpolitik diese Ausgaben eben herabsetzen. Alles spricht von „Sparsamkeit“ und dennoch werden die Ausgaben immer emporgeschraubt. Wenn man heute direkte Steuern einführt, so geschieht das nicht, um von den indirekten Steuern nachzulassen. Herr von Stengel bringt Steigerungen in beiden Besteuerungsformen und wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir von vornherein annehmen, daß die Interessen der oberen Zehntausend auch bei der Erbschaftssteuer sich einer zarten Schonung zu erfreuen haben werden.

Aber wir werden auch nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, daß es dem Schatzsekretär auf diesem Wege nicht gelingen wird, die klaffende Lücke im Einnahmebudget für die Zukunft zu beseitigen. Denn die Erträgnisse der Verbrauchssteuern werden schwankend sein in dieser Zeit der Preisrevolutionen. Wenn die deutschen Steuerzahler jetzt schon eine Milliarde aus Zöllen und Verbrauchssteuern aufbringen müssen und wenn dazu im nächsten Jahre die unvermeidlichen und unerhörten Preissteigerungen infolge der Handelsverträge kommen — da muß die Steuerkraft des Volkes erlahmen. Trotz alledem aber kommen nun neue Ausgaben für die Flotte, denn man hört von allen Seiten betonen, der „alte“ Flottenplan werde nicht mehr als genügend erachtet. Da geht es flott weiter in die Defizitswirtschaft hinein und die Engländer werden auch ihre Flotte vermehren, so daß unsere Flottenfexe wieder um neue Schiffe schreien, und so weiter mit Grazie bis zur gänzlichen Erschöpfung oder bis zum finanziellen Krach!

Von der Weltbühne.

Die jüngsten Kaiserreden veranlassen die „Köln. Zeitung“ zu einigermaßen merkwürdigen Betrachtungen, die anknüpfen an politische Stimmungsbilder aus dem Auslande, aus denen der Schluß gezogen wird, daß es Deutschland nicht gelungen sei, das Ausland von seinen friedlichen Absichten zu überzeugen. Dann wird weiter ausgeführt:

„Sind diese Stimmungsbilder zutreffend, so fragt es sich, wie wir sie zu unsern Gunsten ändern können. Die Beantwortung der Frage wird davon abhängen, ob wir Einsicht und Kaltblütigkeit genug besitzen, unser bisheriges Verfahren, das so wenig Verständnis gefunden hat, zu ändern. Selbstverständlich kann es sich nur um eine Revision der Methode handeln, unsere Absichten zum Ausdruck zu bringen, denn Absicht und Ziel, überall in der Welt die deutschen Interessen und nur diese zu vertreten und die beste Wahrung dieser Interessen in der Erhaltung des Friedens zu erblicken, bleiben unverrückbar festgelegt. Unser heißes Bemühen, die Welt von unserer Friedfertigkeit zu überzeugen, ist fehlgeschlagen; bemühen wir uns also in Zukunft etwas weniger, schauen wir, unbekümmert um üble Nachrede, nicht so viel nach rechts und links, sondern geradeaus auf unser Ziel, stärken wir unsere wirtschaftliche und unsere politische Rüstung und mit ihr das Selbstvertrauen, daß wir allein oder im Verein mit Freunden, die uns ehrliche Freunde sein wollen, eine ganze Welt in Waffen nicht fürchten. Dann können wir, wie der Kaiser in Dresden sagte und wie er es seitdem mehrfach in ähnlichen Wendungen wiederholt hat, „ruhig mit aufgeschlagenem Visier und freiem deutschen Mannesmut, wie er verliehen wird durch ein ruhiges Gewissen, einem jeden ins Auge blicken, dem es belieben sollte, uns auf unserer Bahn entgegenzutreten und uns bei der berechtigten Betätigung unserer Interessen zu stören“.“

In den Zeilen liegt das Eingeständnis, daß Deutschland in der politischen Welt völlig isoliert dasteht und nur auf sich angewiesen ist. In der Zeit der Bündnisse und internationalen Verträge ist das um so schlimmer. Das Verlangen der „Köln. Ztg.“ nach einer „Revision der Methode“ könnte man ganz gut nach zwei Seiten deuten, nicht nur dahin, etwas weniger die Friedfertigkeit zu zeigen, sondern auch dahin, etwas weniger das Ausland zu beunruhigen durch das fortwährende Pochen auf die eigene Macht und das immer wiederkehrende Ausspielen Deutschlands als den zu besonderen Großtaten berufenen Staat. Wenn hier etwas weniger geschieht, dann dürfte es in Zukunft nicht so schwer fallen, das Ausland von den friedfertigen Absichten Deutschlands zu überzeugen.

Natürlich sind die letzten Kaiserreden auch im Auslande nicht ohne Beachtung geblieben. So schreibt Jaurès in seiner „Humanité“: „Der Sieg der Demokratie in Rußland wird in Deutschland notwendig eine Rückwirkung haben. Wie wird das Deutsche Reich noch all das bewahren können, was ihm an Absolutismus und Feudalismus verbleibt, wenn selbst dasjenige Volk Osteuropas, das am tiefsten in Knechtschaft befangen war, endlich seinen freien Willen verkündet haben wird? Dann wird Deutschland wirklich isoliert sein, nicht durch eine diplomatische Verschwörung, nicht durch einen Angriffsplan feindlicher Mächte, sondern durch den Gegensatz zwischen seinem willkürlichen Kastenregime und der gesamten emanzipierten europäischen Demokratie. Wird das deutsche Volk dann noch einwilligen, das einzige Volk Europas zu sein, das dem persönlichen Willen eines Mannes überlassen bleibt, der nicht sehr darauf bedacht scheint, die Nerven Europas zu schonen? Gerade jetzt, in einem Augenblick, wo eine Beruhigung einzutreten schien, verursacht sein Toast auf das trockene Pulver und das geschliffene Schwert aufs neue unruhige Kommentare und echte oder gespielte Paniken. Vielleicht wird die Fortsetzung der Ereignisse in Rußland dem Kaiser andere Gedanken eingeben.“

Clémenceau sagt in der „Aurore“, die Worte des Kaisers dürfen wohl England gelten, und erklärt, man müsse sich gegen ein Manöver wenden, das in voller Ueberlegung den Geist des Hasses zwischen den beiden Ländern verstärke, um die Völker weiter auf die schiefe Bahn zu treiben, die zu kriegerischen Lösungen führe.

Die „Tribuna“ in Rom schreibt zu dem Kaisertoast, Berlin beginne immer mehr das zu werden, was unter dem zweiten Empire Paris war! Die Folge davon sei das wachsende Mißtrauen der europäischen Staaten und die Spannung der politischen Lage.

Jedenfalls teilt man im Ausland, auch in dem uns „befreundeten“, nicht die Auffassung der „Köln. Ztg.“, daß man in Deutschland das Recht habe, sich in bezug auf die gespannte politische Situation als den Schuldlosen hinzustellen.

Zusammentritt des Reichstages. Wie eine Korrespondenz meldet, wird die Entscheidung über den Zusammentritt des Reichstages in diesen Tagen gefällt werden. Dem Reichstage sollen zunächst die Flottenvorlage, die vollständig ausgearbeitet ist, und die Vorlagen bezüglich der Reichsfinanzreform zugehen. Letztere Vorlage ist nach einer Berliner Meldung der „Frankf. Ztg.“ ebenfalls bereits ausgearbeitet und kann dem Reichstage zugehen, sobald er zusammentritt.

Eine Reorganisation des großstädtischen Viehhandels hat der Generalsekretär des westfälischen Bauernvereins, Dr. Buer-Köln, auf dessen Generalversammlung als dringend notwendig bezeichnet. Es sei erforderlich, daß durch Heranziehung der Produzenten zum Markt eine „gesunde Preisregelung“ herbeigeführt wird. Hier erwachse den landwirtschaftlichen Korporationen vor allem die Aufgabe, durch genossenschaftlichen Zusammenschluß einen direkten Verkehr zwischen Produzent und Schlachter herbeizuführen. Das könnte jedoch mit Erfolg nur dann geschehen, wenn zugleich Kreditinstitute geschaffen werden, die den Geldausgleich zwischen Schlachter und Landwirt vollziehen und dadurch den Schlachter vom Großkommissionär unabhängig machen. Der westfälische Bauernverein hat sich diesen Ausführungen angeschlossen und verlangt in einer Resolution, daß durch genossenschaftlichen Viehverkauf auf den Stadtmärkten ein direkter Verkehr zwischen Produzenten und Metzgern herbeigeführt werde.

Man möchte also den Großkommissionär ausschalten; freilich nicht zu dem Zweck, den Konsumenten billigere Fleischpreise zu sichern, sondern um möglichst den ganzen Handelsprofit den Produzenten zuzuwenden.

Die Stichwahlen in Baden sind am Sonnabend vollzogen worden, nachdem schon Tags zuvor zwei stattgefunden hatten. Das Ergebnis für die Sozialdemokratie ist die Errungenschaft von weiteren sieben Mandaten zu den fünf von der Hauptwahl. Erfreulich ist auch das Gesamtergebnis, das den Zentrumstraum von einer klerikal-konservativen Mehrheit im badischen Landtag gründlich vereitelte.

Die **73** Sitze der Kammer verteilen sich wie folgt:

Sozialdemokratie **12.**

Block **29.**

Zusammengesetzt aus 23 Nationalliberalen, 5 Demokraten, 1 Freisinnigen.

Zentrum **28.**

Konservative **4.**

In der letzten Kammer mit bloß 63 Sitzen besaßen: Sozialdemokraten 6, Demokraten 6, Freisinn 2, Nationalliberale 25, Zentrum 23, Antisemit 1.

Das Kompromiß, oder richtiger Abkommen zwischen Sozialdemokratie und Block hat sich also auf beiden Seiten bewährt, zum tiefen Kummer der Schwarzen, denen sogar die „stärkste von ihren Künsten“, die würdelose Berufung auf die Stellungnahme des „Landesherrn“ gegen die Sozialdemokratie (s. unsere Nummer 253) nicht helfen konnte.

Das Ziel, das von unserer Partei hauptsächlich ins Auge gefaßt worden war: daß nämlich keine der beiden bürgerlichen Hauptgruppen die Mehrheit besitze und die Sozialdemokratie das Zünglein an der Wage sei: es ist erreicht.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Liberalen unsere Kandidaten gegen das Zentrum nicht als das „kleinere Uebel“ unterstützt haben, sondern in Rücksicht auf unsere Gegenleistung. Anderenfalls wären sie wohl zum großen Teil lieber „durch das schwarze als durch das rote Meer“ gegangen.

Trotzdem aber den Liberalen das Wasser der Bedrängnis am Halse stand, wie die ultramontane „Germania“ knirschte, und obgleich sie bei dem Abkommen — die Zahl der Mandate ins Auge gefaßt — das bessere Geschäft machten (die meisten unserer Stichwahlsiege wurden gegen Blockkandidaten errungen), heuchelte man im außerbadischen nationalliberalen Lager dennoch Mißbilligung des Abkommens. Fast sämtliche nationalliberale Preßtanten vom rechten Flügel runzelten respektabel die ordnungsparteilichen Stirnen über das eingegangene Engagement der badischen Nichte, während sie doch samt und sonders im Grund ihres Herzens froh waren, daß die liebe Nichte der Sozialdemokratie den Arm reichte, um nicht als Mauerblümchen vom Zentrum ausgestochen zu werden.

Die Tartüfferie war belustigend. So schrieb die „Kölnische Zeitung“ u. a.: Wir müssen auch der vollzogenen Tatsache gegenüber bei unserer Erklärung beharren, daß uns jedes Bündnis mit der Sozialdemokratie für eine nationale und liberale Partei unbedingt verwerflich erscheint, mögen die augenblicklichen Vorteile eines solchen Bündnisses noch so leuchtend winken.“ Folgt ein schnurriges Gequassel über die dreifach verruchte Sozialdemokratie als antimonarchische, als antinationale und als Klassenpartei (als ob nicht auch alle anderen Parteien Klassenparteien wären!) und dann die allerdings aufrichtigere Besorgnis, die Kampfstellung des Bürgertums gegen das Proletariat könnte durch das Bündnis eine Abschwächung erleiden. Freilich, ein offiziöses Blatt vom Schlage der „Kölnischen“ muß schon wegen seiner Beziehungen zu den Reichskanzleien „so tun“.

In dieselbe Kerbe schlug die „Nationalzeitung“, die gleichfalls von einem Gruseln angewandelt ward über etwaige Konsequenzen und deshalb die übrigen Organisationen der nationalliberalen Partei im Reiche scharf machte, „dafür Sorge zu tragen, daß ihr klarer Standpunkt gegenüber der Sozialdemokratie von Baden aus möglichst wenig verwirrt wird“.

Mehrere nationalliberale Blätter Badens ließen sich denn auch ins Bockshorn jagen und beeilten sich gehorsamst zu versichern, daß das Abkommen nur den Charakter einer „Notaktion“ habe, um eine gemeinsame Gefahr abzuwehren. „Nur bis zur Erreichung dieses Zweckes, nicht einen Fuß breit darüber hinaus“, wolle man mit dem Abkommen gehen. Dann werde man die Sozialdemokratie wieder mit aller Schärfe bekämpfen. Wogegen wir selbstverständlich nicht das Geringste einzuwenden haben. Im Gegenteil. Unsere Partei ist immer am besten gefahren, wenn die Gegner mit offenem Visier und „aller Schärfe“, gegen uns ausrückten.

Immerhin war und ist es den Liberalen recht unbequem, daß die Zentrumspresse ihnen in längeren Zusammenstellungen wortwörtlich vorhält, was sie seit Jahr und Tag aus ihren loyalen, monarchischen, nationalen, ordnungsretterischen Gemütern heraus gegen die Sozialdemokratie geschrieben hatten. Von dem führenden bayerischen Zentrumsblatt, der „Augsburger Postzeitung“, mußten sie sich sogar die giftige Ladung ins Gesicht spritzen lassen: „Der badische Block hat sich durch das Bündnis mit der Sozialdemokratie allerdings ein Paar Sitze gesichert, aber aus den Listen der staatserhaltenden, monarchisch gesinnten Parteien hat er sich damit für immer gestrichen.“ Puh! Und das schrieb das bayerische Zentrumsblatt ein Vierteljahr nach dem Abkommen zwischen Zentrum und Sozialdemokratie bei den bayerischen Landtagswahlen!

Es macht immer köstlichen Spaß, wenn die bürgerlichen Parteien wegen der Sozialdemokratie einander die Köpfe waschen!

Die Einzelresultate sind folgende: In den sechs vom Kompromiß ausgeschlossenen Kreisen:

In Lörrach-Stadt siegte **Rösch** (SD.) mit 1116 gegen Vortisch (Freis.) mit 936 Stimmen.

In Karlsruhe-Land wurde Neck (NL.) mit 2484 Stimmen gegen Schäufele (SD.) 1969 und Kern (K.) 623 Stimmen gewählt.

In Karlsruhe-Stadt I wurde **Frank** (SD.) mit 1809 gegen 1517 Stimmen für den Nationalliberalen Gauppel gewählt.

In Karlsruhe III wurde Frühauf (Freis.) mit 1888 gegen 1588 Stimmen für Schaier (SD.) gewählt.

In Karlsruhe IV siegte **Kolb** (SD.) mit 2147 gegen 1176 Stimmen für den Demokraten Herrmann.

In Durlach-Stadt siegte **Horst** (SD.) mit 999 gegen 972 Stimmen für Deisele (Dem.).

In den noch übrigen 4 Kreisen, wo der Block für die Sozialdemokratie stimmen sollte, ergaben sich folgende Resultate:

In Durlach-Ettlingen siegte Gierich (K.) gegen Müller (SD.). Das Zentrum schlug sich völlig auf die Seite des ersteren.

In Bruchsal-Durlach geschah nach der geänderten Zentrumsparole das gleiche; gewählt wurde Reiff (K.) gegen Kunz (SD.).

In Heidelberg-Land wurde **Pfeiffle** (SD.) mit 2858 gegegen 1828 Stimmen für Mampel (Antis.) gewählt.

In Mannheim-Schwetzingen wurde **Bechthold** (SD.) gegen Kraus (Z.) gewählt.

---

[35] (Nachdruck verboten.)

Der alte Praktikant.

Eine bayerische Dorfgeschichte von Hans Hopfen.

„Schon morgen?“ Eisenhut wußte nicht, ob er es laut gesagt hatte. Es klang etwas in ihm, wie wenn eine Saite gesprungen wäre. Und er horchte, wie der schrille Klang gemach vertönte. Dann erst, ob auch Non-non ihre Ungeduld merken ließ: sagte er:

„Wann kommt der Wagen von der Station zurück?“

„In einer Stunde gewiß.“

Also heut' Abend muß es entschieden sein. Er war von seinem heut' erhaltenen Glücke noch so voll, so freudig bewegt, daß er gar nicht denken konnte, das andere, größere, eigentliche Glück könnte sich ihm versagen. Auch vermaß er sich, die Stunde leicht herumzubringen. Aber darin täuschte er sich. Bei der Moosrainerin wollte er nicht einsprechen. Er mochte sich nicht von ihr die Stimmung verderben lassen. In den Wald hinauf ging er auch nicht. Waren noch zu viele Pilger drin. So strich er zwischen den Gebäuden hin und her; setzte sich ab und zu auf eine Gartenbank; trat etliche Mal auf die Landstraße und sah in den fliegenden Staub, der aber keinen Wagen enthüllte. So lernte er, wie lange 60 Minuten dauern können, und endlich wurde es Abend.

Es dunkelte schon, da er wieder den Wald durchschritt und an der Grenze seines alten Besitztums nachdenklich stehen blieb. Die ganze Vergangenheit der achtzehn Jahre, die er über dem Moos verlebt, kam ihm in den Sinn. Er sah sich mit dem Büchsenschaft an der Schulter im Hinterhalte stehen, während der Auf ihm die Vögel vor den Schuß lockte, er sah sich an derselben Stelle der süßen Stimme lauschen, die ihm zum ersten Mal das Geheimnis stiller Liebe entdeckte. Welche Zeit lag dazwischen! Wie ein Vorwurf fiel es ihm aufs Gemüt, daß ihm das Glück, nach dem er so wenig gefragt, nun eine Gabe nach der anderen in den Schoß geworfen hatte. Er war nun ein gemachter Mann, er besaß ein kleines, unabhängiges Vermögen, ein großes, einträgliches Amt und war der Liebe seiner Florence gewiß. Ein Gefühl frommer Demut gegen gütig waltende Mächte überkam ihn. Er nahm sich vor, sein Glück allezeit zu verdienen und sein Weib so glücklich zu machen, wie menschenmöglich wäre.

Mit diesem Gedanken brach er eine schöne rote Steinnelke, die ihm zu Füßen an langem Stengel blühte. Er hielt sie noch in der Hand, als er durch den Garten der Villa Distelfeld schritt.

Kaum, daß er über der Schwelle war, im Treppenflur kam ihm Florence entgegen. Sie hatte offenbar auf ihn gewartet. Sie freute sich innig ob des endlichen Wiedersehens und hatte dieser Freude kein Hehl, ob sie sie schon in Worten nicht ausdrückte. Sie bat ihn, in den Salon des Erdgeschosses zu treten. Da standen Kisten und Koffer halbgefüllt im Durcheinander unfertigen Einpackens und leider, ach leider Dame Non-non mitten darunter.

Die Arme mit Kleidern und Tüchern beladen, drückte das alte Fräulein wiederholt das Bedauern ihrer Herrin aus, die von den Erfahrungen des gestrigen und den Anstrengungen des heutigen Tages zu sehr ermüdet sei, um Herrn Eisenhut zu empfangen. Sie ließe ihn vielmals grüßen und hoffte, ihn bald einmal an ihrem gewöhnlichen Wohnort oder vielleicht schon morgen in Distelfeld noch einmal zu begrüßen.

Bei dem Worte „morgen“ schüttelte Florence hinter dem Rücken ihrer Gouvernante so deutlich das Haupt, als wollte sie sagen: Das ist eine Finte! Wir reisen morgen früher ab, als Du kommen kannst.

Eleonore schämte sich eben, so bald nach dem Abenteuer, das sie erduldet, einem vernünftigen Manne wie Eisenhut vors Gesicht zu treten. Der dachte nun freilich nicht daran, sie ob ihrer Wundergeschichte auszufragen. Was anderes aber sollte die Wächterin der Schwelle, die kurzsichtige Non-non, denken, als er ihr versicherte, er habe Notwendiges mit der Frau von Rüdenhausen zu besprechen, und was anderes sollte sie tun, als mit geheucheltem Bedauern seinem Wunsche widersagen?

So blieb denn Eisenhut nichts übrig, als sich zu empfehlen. Aber beim Scheiden nahm er Florence so bedeutungsvoll bei der Hand, daß sie wohl fühlte, daß sie ihm folgen sollte und demgemäß, ohne auf Fräulein Bourgignons Ermahnung zu hören, den alten Praktikanten in den Flur begleitete.

„Reisen Sie wirklich schon morgen, mein Fräulein?“

„Morgen mit dem Frühesten! bestimmt.“

„Ich muß Sie noch vorher sprechen! unter vier Augen sprechen!“

Das Mädchen senkte das errötende Angesicht zu Boden und lächelte kaum sichtbar, als sagte sie: ich erwartete das.

„Florence!“ scholl jetzt ein dringender Ruf von oben. Es war die angstvolle Stimme der Mutter, die seit gestern die Mädchen keinen Augenblick von ihrer Seite lassen wollte.

„Ich will Sie so nicht verlieren!“ sagte Eisenhut, sie zurückhaltend.

„Erwarten Sie mich im Garten!“ lispelte das Mädchen. „An der Jasminhecke. Auch ich habe Ihnen etwas zu sagen . . . Jetzt muß ich fort. Hören Sie, Mama ruft zum dritten Male . . . Auf bald also! Auf bald!“

„Und bald auf ewig!“ flüsterte Max.

Sie konnte es kaum mehr hören. Flink wie eine Gazelle war sie die Stufen hinangesprungen. Oben auf dem Treppenabsatz blieb sie noch einmal stehen und sah herab mit ihren großen, seelenvollen Augen. Sie hatte beim Trennen der Hände vorhin die rote Steinnelke behalten. Jetzt drückte sie einen Kuß darauf und neigte, also grüßend, die Blume am langen Stengel. In der nächsten Sekunde war Eisenhut allein.

Er ging in den Garten und setzte sich auf eine Bank nächst der Jasminhecke. Florence schien heute das einzige vernünftige Wesen in diesem Hause zu sein. Hatte die Mutter nicht geschrien, als ob sie ins Wasser gefallen wäre! Hatte Non-non sich nicht so kalt und vorsichtig gegen ihn verhalten, als ob er ein Fremder wäre, der eine geheime Schuld einzufordern käme!

Da saß er und lauschte. Es war fast Nacht geworden. Das ungewisse Dämmerlicht, das, immer mehr verschwindend, strichweise zwischen Erd' und Himmel schwebte, gab allen Formen und Farben verwischtes Aussehen. Es war etwas Magisches, Sinnberückendes in der schwülen Luft, oder kam es nur dem harrenden Manne so vor, dem das brave Herz ungeduldiger als je gegen die Rippen pochte?

Da rauschte was über den Riesweg. Ein weißes Kleid schimmerte wie ein schwebendes Wölkchen die schattenhaften Büsche entlang. Das ist sie! jubelte sein Gefühl, und er trat der Hastigen hastig entgegen.

Er ergriff ihre beiden Hände und küßte sie. Dabei berührte etwas kitzelnd seine Wange. Es war eine Blume, die das Mädchen in der Hand hielt, die Steinnelke, die er vor einer halben Stunde gepflückt hatte.

„Wie gut, daß ich Sie hier finde! lispelte das Mädchen. „Es wäre denn doch abscheulich gewesen, von einem so guten Freunde ohne herzliches Lebewohl zu scheiden. Auch meine Schwester will Ihnen noch Ade sagen. Aber wir dürfen Mama nicht zu gleicher Zeit verlassen. Ich muß nun rasch wieder fort!“

„Ja, die Minuten sind kostbarer, als je welche in meinem Leben vertonnen. Ehe Ihre Schwester kommt, ehe ich mit irgend einer Menschenseele noch ein Sterbenswort rede, lassen Sie mich wissen, ob mein Herz, ob Ihre lieben Augen mich nicht getäuscht haben. Entscheiden Sie über den ernsten Antrag eines ernsten Mannes. Ich hätte nicht bis heute gewartet, Sie zu fragen, aber erst heute ist meine Lebensstellung so glücklich gestaltet, daß ich Sie ohne Bedenken fragen kann, wollen Sie mein Weib werden?“

„Ich?“ sagte das Mädchen und zuckte zusammen.

„Ja, Sie und sonst keine auf der weiten Welt!“

„Also wirklich! Und ich Törin habe gedacht, meine Augen so gut im Zaume zu halten! Und habe gedacht, mit diesen meinen törichten Augen zu sehen, wie Ihnen meine Schwester weit besser gefiele, denn ich!“

Sie ließ sich auf die Bank sinken und bedeckte die Augen mit der Hand. Es war ein Seufzer, der zu Eisenhuts entsetzten Ohren drang, ein schmerzlicher Seufzer, wie von einer Weinenden. Er setzte sich zu ihr und bat:

„Mein Fräulein, fassen Sie sich. Ich harre Ihres entscheidenden Wortes.“

„O Sie guter Freund!“ antwortete jene, während sie die Augen mit vollem, feuchtem Glanz auf die feinen richtete und ihre sanften Hände auf des Mannes zuckende Faust legte: „Warum haben Sie nicht früher gesprochen! Ich fühl's, ich hätte Sie sehr lieb gewinnen können. Ach, gestern wär's noch Zeit gewesen. Heute früh habe ich mich mit dem Rittmeister Baron Eberstein verlobt. Ich kann mein Jawort nicht zurücknehmen. In der seltsamen Situation, in die wir durch die abgeschmackten Wundergeschichte geraten sind, würde alle Welt sagen, daß nicht ich, sondern der Baron, um der Lächerlichkeit zu entgehen, die Verlobung rückgängig gemacht hätte. Das würde Papa aufs tiefste betrüben. Der brave Mann, den Papa von dem Vorgefallenen telegraphisch in Kenntnis gesetzt hat, hat telegraphisch seine Bitte um meine Hand erneuert, und auf demselben Wege erhielt er mein Wort. Schelten Sie mich nicht. Ich glaubte es vor wenigen Wochen, ich glaubte fest, den Baron zu lieben . . . . Manchmal glaub' ich es noch jetzt.“

Das Mädchen hielt die Hände in ihrem Schoße gefaltet und blickte schamhaft und verlegen auf sie nieder. Eisenhut erhob sich von der Bank. Es kostete ihm Mühe, zu sprechen:

„Ich danke Ihnen für diese Wahrheit. Verzeihen Sie mir und leben Sie wohl!“

Mit eiligen Schritten verließ er den Garten.

„Eisenhut!“ rief eine sanfte Stimme hinter ihm.

Er wandte sich nicht um. Der rauschende Wald verschlang seine Tritte.

Auf der Bank neben dem Jasminbusch saß noch lange das weißgekleidete Mädchen und sah auf die Steinnelke, die wie eine Blume des Schattenreichs zwischen ihren Fingern im Dunkel zitterte. Sie machte sich allerhand Gedanken, und mehr als einmal seufzte sie, bis der kühle Nachtwind und der fallende Tau die Leichtgekleidete ins Haus trieben.

XV.

Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand! sagten die Leute im Dorfe und wunderten sich nicht wenig, was für ein ernsthaftes, wortkarges Wesen über den sonst so lustigen und leichtsinnigen alten Praktikanten gekommen war.

Seine Tage über dem Moos waren nun gezählt. Er konnte nicht einmal die richtigen Herbstjagden mehr abwarten. Seltsamerweise schien das dem sonst so eifrigen Nimrod gar keinen Verzicht aufzuerlegen. Er hatte es über die Maßen eilig, sein Notariat anzutreten. Freilich konnte das ihm nie-